



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Stefan George und Rainer Maria Rilke**

**Kawerau, Siegfried**

**Berlin, 1914**

1. Tod

**urn:nbn:de:hbz:466:1-33667**

#### IV. Kapitel.

### Der Kreis der übersinnlichen=unpersönlichen Wirklichkeit.

#### 1. Tod.

Aber also spricht der Dichter zu Gott:

„Du meinst die Demut. Angesichter  
gesenkt in stillem Dichverstehn.  
So gehen abends junge Dichter  
in den entlegenen Aileen.  
So stehn die Bauern um die Leiche,  
wenn sich ein Kind im Tod verlor, —  
und was geschieht, ist doch das gleiche:  
es geht ein Übergroßes vor.“

(Stundenbuch, 1901.)

Gott — Liebe — Tod — es ist ein Übergroßes.  
War das Goethes Irrtum, daß er sie nicht erkannte,  
Bettinens Liebe, die ein „Element“ war, daß er sich  
nicht demütigte? „Da war seinem Tod der dunkle  
Mythos bereitet, den er leer ließ.“

Und nun steigt wie der Duft von roten Rosen aus dem „Buch der Armut und vom Tode“ (Stundenbuch, 1903) die Erinnerung an die köstlichen Worte vom Tode.

„Denn dieses macht das Sterben fremd und schwer, daß es nicht unser Tod ist; einer der uns endlich nimmt, nur weil wir keinen reifen; drum geht ein Sturm, uns alle abzustreifen.“

Im Hôtel-Dieu „wird in 559 Betten gestorben. Natürlich fabrikmäßig. Bei so enormer Produktion ist der einzelne Tod nicht so gut ausgeführt. . . . Der Wunsch, einen eignen Tod zu haben, wird immer seltener. Eine Weile noch, und er wird ebenso selten sein wie ein eigenes Leben.“

„Dort ist der Tod. Nicht jener, dessen Größe sie in der Kindheit wundersam gestreift, — der kleine Tod, wie man ihn dort begreift; ihr eigener hängt grün und ohne Süße wie eine Frucht in ihnen, die nicht reift.“

(Stundenbuch, 1903.)

„Früher wußte man (oder vielleicht man ahnte es), daß man den Tod in sich hatte, wie die Frucht den Kern.“

Das Requiem im Buch der Bilder (1902—1906) trägt schon eine Ahnung dieses großen Todes wie Melodie:

„Glaub mir, Gespiel, dir geschah nicht Gewalt:  
dein Tod war schon alt,  
als dein Leben begann;  
dann griff er es an,  
damit es ihn nicht überlebte.“

Das ist ferner in den „Geschichten vom lieben Gott“ „Die fremde Nachschrift“ zum Märchen vom Tod: Der Tod gibt der Frau Samen. Und es wird ein Strauch. Und im dritten Frühjahr an einem Morgen „war unversehrt eine blasse, blaue Blüte gestiegen, welcher die Knospenschalen schon an allen Seiten enge wurden. Seit diesem Morgen aber ist alles anders geworden in der Welt.“ (1904.)

Und dann heißt es in dem Requiem für eine Freundin:

„Du... grubst aus deines Herzens  
noch warmem Erdreich die noch grünen Samen,  
daraus dein Tod aufkeimen sollte...“

Wir aber sind unfruchtbar, wir reifen keinen Tod:

„Denn wir sind nur die Schale und das Blatt.  
Der große Tod, den jeder in sich hat,  
das ist die Frucht, um die sich alles dreht...  
und jeder, welcher bildete und haute,  
ward Welt um diese Frucht, und froh und taute  
und windete ihr zu und schien sie an.  
In sie ist eingegangen alle Wärme,  
der Herzen und der Hirne weißes Glühn —:  
doch deine Engel ziehn wie Vogelschwärme  
und sie erfanden alle Früchte grün.“

(Stundenbuch, 1903.)

Das ist die Todesnot unserer Tage, die dem Dichter schon seit Unbeginn deutlich ist: sie ist geradezu Auftakt seines Schaffens. In der Novelle „Das Christkind“ (1893) heißt es mit den ersten Worten:

„„Gestorben“, stand in gleichgültigen, brutalen,

feuchtleuchtenden Lettern in dem dicken, grünen Krankenhaustuch. In derselben Zeile war zu lesen: II. Stock, Zimmer 12, Nummer 78. Horvat, Elisabeth, Försters-tochter, 9 Jahre alt.“

In diesen ersten Worten seines Werkes liegt eingeschlossen jene furchtbare Anklage, die sich steigert bis zum Malte und seiner tragischen Ironie. „Zwei Franks für die Sterbestunde.“ Aus seinem eignen Geschlecht, von Eltern und Großeltern her, hat Malte eine Gewißheit, daß es früher anders war. „Sie alle haben einen eignen Tod gehabt. Diese Männer, die ihn in der Rüstung trugen, immer, wie einen Gefangenen, diese Frauen... ja die Kinder... starben das... was sie geworden wären.“

„Doch in dem Panzer des Ritters drinnen,  
hinter den finstersten Ringen,  
hockt der Tod und muß sinnen und finnen:  
Wann wird die Klinge springen  
über die Eisenhecke,  
die fremde, befreiende Klinge...“

(B. d. Bilder, 1902—1906, geschr. 1899.)

Und die Frauen, die schwanger waren, trugen zwei Früchte in sich: ein Kind und einen Tod. Das gab ihnen eine „wehmütige Schönheit“.

Darum sagt der Dichter im Requiem von seiner Freundin:

„So starbst du, wie die Frauen früher starben,  
altmodisch starbst du in dem warmen Hause  
den Tod der Wöchnerinnen, welche wieder  
sich schließen wollen und es nicht mehr können,

weil jenes Dunkel, das sie mitgeboren,  
noch einmal wiederkommt und drängt und eintritt.“

(1909.)

Und nun schildert uns Malte den Tod seines Großvaters, der zehn Wochen dauerte: „Das war nicht der Tod irgend eines Wassersüchtigen, das war der böse, fürstliche Tod, den der Kammerherr sein ganzes Leben lang in sich getragen und aus sich genährt hatte. Alles Übermaß an Stolz, Willen und Herrenkraft, das er selbst in seinen ruhigen Tagen nicht hatte verbrauchen können, war in seinen Tod eingegangen.“ Die Großmutter ließ sich nicht drängen mit dem Tode und war eines Morgens „kalt wie Glas“. Die Mutter welkte schnell ab: „ihre Sinne gingen ein, einer nach dem andern, zuerst das Gesicht.“ Vielleicht stammt von dort her die Vorstellung von einem Sterbenden, der schon niemand mehr erkennen kann. „Dann stellte ich mir ein einsames Gesicht vor, das sich aufhob aus den Rissen und suchte, nach etwas Bekanntem suchte... aber es war nichts da.“ Der Vater, der Jägermeister, hatte es sich ausbedungen, daß der Herzstich gemacht würde nach dem Tode, und so macht Malte auch diese Erfahrung. Der Vater litt viel, ehe er starb, aber „seine Büge waren aufgeräumt wie die Möbel in einem Fremdenzimmer, aus dem jemand abgereist war.“ Da veränderte der Tod das Spiel so, daß nun nichts den Sterbenden mehr erkennen durfte:

„Er lag. Sein aufgestelltes Antlitz war bleich und verweigernd in den steilen Rissen, seitdem die Welt und dieses von ihr Wissen,

von feinen Sinnen abgerissen,  
zurückfiel an das teilnahmslose Fahr.“

(1907, N. G., Der Tod des Dichters.)

Das ist der Tod, und wir können ihn nicht fassen. Manche tragen, wie Maltes Vater, die Beschreibung einer Sterbestunde bei sich (als eine kleine Stütze für das unsichere Gefühl), manche wollen in möglichster Ordnung aufhören, wie jener im Hospital, der das falsch gesprochene Wort der Nonne erst noch verbessern mußte, und manche sterben wie Ingeborg, weil sie innerlich nicht mehr mögen; und verwirren vollends die Zurückgebliebenen. Aber eigentlich wissen wir doch nichts vom Tode, „aber ist es nicht gerade unser Eigenstes, wovon wir am wenigsten wissen? Manchmal denke ich mir, wie der Himmel entstanden ist und der Tod: dadurch, daß wir unser Kostbarstes von uns fortgerückt haben, weil noch so viel anderes zu tun war vorher...“

„Wir wissen nichts von diesem Hingehn, das  
nicht mit uns teilt. Wir haben keinen Grund  
Bewunderung und Liebe oder Haß  
dem Tod zu zeigen, den ein Maskenmund  
tragischer Klage wunderbarly entstellt.“

(1907, N. G., Todes-Erfahrung.)

## 2. Liebe und Gott.

Mit dieser Ruhe, mit diesem Abgeschlossenhaben,  
geht Alkestis für ihren Gatten in den Tod. Denn  
Lieben und Sterben ist eines. Wißt ihr nicht, daß  
das Ehebett,